

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 7 (1927-1928)
Heft: 12

Artikel: Gelegentlich neuer Schweizer Lyrik
Autor: Büchli, Arnold
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-156455>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ferner:

„Restruction, suppression de l'histoire, de la douleur poétique, de l'adjectif, de la ponctuation, du sublime artiste, du vers et de la strophe . . . des maisons . . .“

Ein anderes Kuriosum ist folgendes Zitat:

„Merde aux Critiques, Professeurs, Défenseurs de Paysages, Philosophes, Florence, Dante, Shakespeare, Goethe, Eschile, Wagner, Beethoven etc. etc.“

Ich schließe mit der Bemerkung, daß die von Le Corbusier unter der Bezeichnung „Revue internationale d'esthétique“ begründete, geleitete und lancierte Monatschrift „L'Esprit Nouveau“ nichts weiteres als eine verkappte bolschewistische Zeitschrift ist.

Gelegentlich neuer Schweizer Lyrik.

Von Arnold Bächli, Aarburg.

(Schluß.)

Auch Jakob Schaffner ist ja nun mit einem Band Lyrik hervorgetreten („Der Kreislauf“, bei der Stuttgarter Union erschienen). Der gewandte Erzähler stellt auch hier seinen Mann. Zwar gemahnt die Sprache seiner Verse bezeichnenderweise an die des alten Goethe; er stellt gern abstrakte Hauptwörter in Reimbetonung und hat eine Vorliebe für verbale Zusammenfügungen (besliegen, entschwiegen, umlüftet oder gar: anverloren). Trotzdem fluoresziert ein lyrisches Element in den Gedichten. Schwungkraft haben sie besonders dort, wo gereiftes, überlegenes Erfahren sich mitteilt oder wo sie in der Weise der Naturalisten episches Geschehen darstellen. Welches erfrischende Behagen atmet das Bild der Kastanien sammelnden Frau! Die Natur in ihrer großen Ruhe hält ihm, dem Willensmenschen, zum stehenden Bilde nicht still. Sicherer glückt ihm, den Aufruhr der Elemente zu zeigen. Auch die halben Stimmungen, das schlafe Hindämmern im Stadtgetriebe ermatteter Nerven versucht er immer wieder aus scharfer Beobachtung zu bannen. Erkalten da und dort in dem Buch überseelte Verse durch den Eindruck des allzu Absichtlichen und ist die Beute an eigentlicher Lyrik auch nicht besonders ergiebig, alle Achtung immerhin vor so beträchtlichem formalen Können! Eine Probe, die die Landschaft des Romans „Johannes“ heraufbeschwört, mag für Schaffner den Poeten zeugen:

Abschied vom Rhein.

Nun noch einmal rauschest du
voll und weich durch meine Träume,
und du wiegst durch Erdenräume
deinen alten Sohn zur Ruh.

Schmilzt den leidvoll starren Drang
flüssig in dein Silberweben,
trägst das stillgewordne Leben
sachte deine Welt entlang.

Von beglänzter Geistermacht
steigt der Gott der Kindheit nieder.
Und im Tale sind mir wieder
alle Rosen aufgewacht.

Nach längerem Stillschweigen hat Robert Jaesi neue Gedichte gesammelt: „Der brennende Busch“ (bei Grethlein). Der philosophische Kopf unter unsern Schweizer Dyrifern! Das eine und andere Stück ist unverkennbar ein Wellenausläufer des Kriegsbuches „Aus der Brandung“. Im ganzen aber ist der Dichter stiller und einfacher geworden, zu seinem Vorteil! Die Bedeutung des Bandes beruht auf einem starken kosmischen Bewußtsein. Das Wunder der „seltsamen Welt“, das Vergehen und Verwehen menschlicher Wesenheit drängt es Jaesi immer erneut in die Form des Liebes zu schmelzen, manchmal vielleicht in zu weite Form, sodaß Schlacken spröder Prosa darin noch Raum finden („Der Strom des Alltags [!] schwimmt im Sande Gold“ oder: „Ich glaube: Tausend Wege führen zum Heil“ um nur diese beiden äußersten Beispiele zu nennen). Am wenigsten überzeugt die Rhetorik der Hymnen an Gott, sie sind wohl mehr nur als ein zugestehender Griff in das Repertoire der Modelhrik zu werten. Es gibt doch zu denken, daß der fromme C. F. Meier ein einziges religiöses Gedicht veröffentlicht hat, und wie einfach, wie behutsam und wie kurz ist es gehalten!

Wärmer spricht Jaesi zu uns durch das Organon der Liebe. Das Familienstück „Vater und Sohn“, die Apostrophe an die „heimkehrenden Paare“ (bis auf die entbehrliche Schlußzeile!), die „Liebesnacht“, insbesondere aber der „Hymnus auf die Liebe“ sind edle, durchglühete Dyrif. Eines der wenigen Kurzgedichte, die manchem vielleicht am meisten sein und sagen werden, soll eine Lohe aus dem „brennenden Busch“ auf-flammen lassen.

Das Unfägliche.

Unfänglich über alle Worte
Ist, was du fühlst, was du erahnst!
Wie eng, wie bang ist ihre Pforte,
Aus der du deine Wege bahnst,
Die über Wolken, über Sterne,
Durch ungeheure Stille hin
Inbrünstig werbend in die ferne
Allheimat aller Wesen ziehn.

Weiter Siegfried Langs neuer Band „Die fliehende Stadt“ (bei Drell Füßli). Bedauerlich, daß dieses starke Talent nun auch dem Wirr- und Wirbelsturm der George-Schwärmerei erlegen ist. Bis

in schrullige Äußerlichkeiten geht der offenkundig gewollte Anschluß an die Dichtpflege in jenem Kreis. So wird ein ansehnlicher Teil der Sammlung nur dem munden, der den Geschmack von Georges moschusduftendem Zuckerseim auf der Zunge verträgt. Gut schweizerische Erdverbundenheit hat sich freilich nicht ganz in die Bande des Überästhetischen schlagen lassen, und wo ein bestimmter heimatlicher Vorwurf zu Grunde liegt, brechen einfach klare Melodien durch; so im „Dffnen Tal“, so in dem mit Recht gepriesenen schönen „Spätgeläut“. Und was er aus Eigenem zu geben vermöchte, läßt der von traumhafter Stimmung belebte „Basler Totentanz“ ahnen.

„Liebliche heimliche
Bräutliche Sommernacht...
Gleiten so sacht und sacht.
Zartester Wogenpracht
Schimmer entglimmt“...

So raunen im nächtlichen Kreuzgang des Münsters Jüngling und Jungfrau, und ihnen flüstert der Tod zu von der

„Stadt im grünen Dämmer,
Wellenfangumschlungen.“

In ihren gemütlichen Mauern hat sich noch ein anderer gottlob wieder gerührt: Dominik Müller. Für einmal zwar nur mit einem Sträußchen epischer Miniaturen, den „Basler Geschichten und Hiftörcchen“ (Benno Schwabe). Leider kommt er diesmal nicht baseldeutsch, aber manches sagt er auch auf schriftdeutsch trefflich wie etwa die ergötzliche Mär von Barbanègres Bombe:

Familie Mäglin saß nach Tisch gemütlich
in ihrer guten Stube beim Kaffee...

Da hat in Grande-Huningue ziehend den Sabel
der Général Barbanègre: „Feu!“ kommandiert.
Madame l'Obus in molliger Parabel
zischt baselwärts unglaublich ungeniert.

Doch zurück zu den „Gedichtbänden der Neuen Schweiz“! („neuen“?). In ihrer Reihe ist E. D. Steinbergs „Klingendes Erleben“ hervorgetreten. Gewinnend tönt dieses Klingen in dem Zyklus der Liebe („Anbetung“) wie in dem einen und andern Landschaftsbild, auch in dem hübschen Erlebnisstück „Ihr meine Hände“:

In tausend Hände lagt ihr eingebogen
Und waret gut und schlecht, wahr und verlogen,
Kraftvoll im Glauben, müde und erschlafft.

Daneben manches krampfzig und gesucht, wie von der modischen Ästhetenseuche noch nicht völlig genesen („Deine Augen sind ganz klar“, „Du warst ganz schlank“, dies „ganz“!). Die biblischen Szenen fesseln durch ernste Einfühlung in die Gestalten, versehen sich aber darin, daß sie die

„ungeheuren Umriffe“ alttestamentlichen Heroentums mit Vergleichen aus dem tierischen Bereich verzerren: „Und das Volk schrie auf wie tausend Stiere.“ „Und der letzte Bote war gekommen, Behebend wie ein Tier und überströmt von Schweiß.“ So streift man eher ans Dekadente.

Auch ein zierliches Büchlein Frauenlyrik hat die Drell Füßliche Sammlung unter ihre Fittiche genommen: „Die singende Muschel“ von Franziska Stoedlin. Echt frauliches Empfinden schwingt in ihren Versen, eine gewisse zärtliche Vertrautheit mit der Natur.

Schnee, zärtliches Grüßen
der Engel,
schwebe, sinke —
breit alles in Schweigen
und Vergessenheit!
Gibt es noch Böses,
wo Schnee liegt?

Meer, südliche Landschaft, Blumen- und Traumleben gewinnen da innige Bedeutung und feinen Klang. Schade jedoch, daß die Verfasserin noch nicht inne geworden ist, was für ein Segen in festgefügtten Maßen liegt. Ihren freien Rhythmen haftet etwas Willkürliches, Flattriges an, sodaß sie meist wie (reizvolle!) Gedichtentwürfe wirken. Schade auch, daß bisweilen etwas Überzierliches in ihrer Sprache durchscheint, was wir mit „Sehrlyrik“ bezeichnen möchten. („Du bist sehr fern“.)

Der ausgeprägteste K ö n n e r und K ü n s t l e r des Preises ist ohne Zweifel M a x G e i l i n g e r. Seine „K a u s c h e n d e n B r u n n e n“ quellen reich, rein und klar, sprudeln echteste Lyrik. In ihrem Kauschen singt jenes Unnennbare aus der Tiefe, das uns die eigen dunkle Erregung der ganzen Seele, den Grundton aller wahrhaften Dichtung, mitzuteilen vermag. Wie weiß uns Geilinger mit ein paar Worten, Afforden mitzureißen:

Nun blüht Frau Linde; Dast und Glanz
Trägt sie auf schlanken Armen
Und flüstert leise, wie im Tanz,
Dem Sommerwind, dem warmen.

Und Kauschen geht und Lauschen rinnt
Durch grünes Laubgeschmeide;
Die Linde und der Sommerwind
Sind selig, alle beide.

Und da sie goldne Spangen trägt,
Er löst sie unter Rüssen;
Die Linde schauert, hold bewegt;
Es ist ein süßes Müßen.

Wie warm befeelt er Natur und Jahreszeiten:

Kennt ihr den Mar, der den Frühling trägt,
Den wilden Märzwind? ja, den März!

Ahnt ihr, wen der Frühling am tiefsten erregt?
Vielleicht die Wälder, vielleicht ein Herz.

Und hat der Mai alle Wege gesäumt,
Sommert's; es tummelt sich allerwärts,
Ahnt ihr, wer den Sommer am ehesten verträumt?
Ein See voll Sonne, vielleicht ein Herz.

Wo soll man nur schöpfen? Überall rieselt kristallene Fülle. Das Leichte, Duftige, das frühlingsfrische Landschaftsbild liegt ihm ganz besonders, und allem weiß er einen prickelnden Hauch der Improvisation zu wahren. Das lebenswerte Bändchen Lieder, es wird sich halten durch allen Wechsel der literarischen „Bewegungen“. Schon der Titel sagt es, und jede Seite bestätigt es: Dieser Dichter hat Augen, zu sehen alle Pracht und Ohren, zu hören alle süßselige Musik der Welt.

Die schlichte lyrische Kürze, die aufrichtige Klarheit teilt Geilinger mit dem jüngeren Bernhard Moser. Das erste Einlesen in sein neues Versbuch „Hohe Fahrt“ (bei Hambrecht in Olten) bekundet: Auch ihm ward die Gabe, zu sagen, was er lebt und leidet; zumal: leidet. Denn Moser ist eine Persönlichkeit ganz anderer Art als Geilinger: Ein bitteres Blut voll Erdenschwere knurrt und koldert er — wie weiland sein „Adam Zeltner“ — mit Gott und Schicksal, daß ihm die Rose nicht lichter gefallen. Er hat sich noch nicht durchgebissen zu Mörikes wundervollem „Laß, o Welt, o laß mich sein!“

Doch wie zarte Lieder gelingen diesem Aufbegehrrer! So das von Leben strotzende Interieur „Frühe“ oder auch die Blumenstrophe

Ihr blüht so still,
Wo ihr auch steht;
Kein Blättchen sinnt,
Wohin es weht.

Sogar dem Regentröpflein wendet sich sein Teilnehmen zu:

Ein Regentröpflein zaudert
Und perlt am Giebelbach,
Und wie es zögernd schaudert,
Rollt ihm ein andres nach.

Dann aber meistert Moser die Landschaft. Nur ein Bild schnell von rollerischer Treffsicherheit:

Heimkehrende Rühle.
Brüllend stehen sie am Teiche,
Drin die Sonne untergeht,
Eine krakt sich an der Eiche,
Die verknorrt am Ufer steht.
Aus den breiten Mäulern fallen
Schwere Tropfen in die Flut,

Wo im Schlamm die Frösche quallen
Und die Wasserrose ruht.

Und mit welch unmittelbarer Knappheit stellt er die Not der vom Geschick
beiseite Gestellten, die innere Not auch ihrer Kinder hin:

Winternacht. Der Hochwald schreit!
Mutter wacht. Es schneit, es schneit.

Füchse bellen durch den Tann.
Glocken schlagen dann und wann.

Mutter tritt zu mir herein:
„Kind, wo mag der Vater sein?“

Winternacht. Der Hochwald schreit!
Mutter wacht. Es schneit, es schneit.

Unsere Zeit des geistigen Konfektionismus, des allgemeinen Ungleichens
ruft nach blut- und kraftvollen Persönlichkeiten. Hier steht eine: knorrig,
wildgewachsen, dämonisch tief. In ihrem Kunstschaffen geht es um den Ein-
satz des ganzen Lebens. Selbstverständlich ist auch hier nicht alles gleich-
mäßig durchgestaltet. So weit sind wir — leider — noch nicht, daß der
Dhrister Verleger und Lesern seine zehn, zwölf vollendeten Bände anbieten
kann. Hin und wieder erinnert eine Stelle an die Gewalttätigkeit etwa
Hebbels und Liliencrons, und Unebenheiten stören oft in schönsten
Strophen. Dafür aber wird sich in dem Buch nicht eine leere Zeile auf-
spüren lassen. Und ein ganz seltenes Gewächs: hier glutet echte Re-
ligiosität, in diesen Hymnen an Gott.

Vornehmlich als Religiosus berufen und auserwählt sich zeigt Ernst
Balzli, ein junges (doch nicht mehr zu junges) Talent, in seinem von
Franke betreuten Liederbändchen „In der Dämmerung“. Was von
vornherein für die Dichtungen einnimmt, ist die gepflegte Form, die der
Anfänger sonst so gerne mißachtet; ist die Selbstzucht, die in diesem
Erstling schon starke Empfindung zu einem einheitlichen Kunstwerk zu-
sammenzuballen versteht und die auch schon den Reiz des Verhaltens
kennt. Eine kleine Probe:

Lenzfeier.

Die Tage leuchten sonnenüberglänzt.
Mit Apfelblüten ist dein Herz bekränzt.

Die Liebe, die aus deinen Augen bricht,
Strömt reicher als von Gottes Angesicht.

Und wie du leuchtest! Wie dein Auge glänzt!
Mit Apfelblüten ist dein Herz bekränzt.

Es lohnte sich, einiges aus Faesis Sammlung gegen die Fassungen
ähnlicher Gegenstände bei Balzli zu halten. Der Vergleich würde bei welt-

anschaulichen und religiösen Stoffen öfter zu Balzlis Gunsten ausfallen müssen. Auch die Liebe ist Balzli ein Weg, der ihm ins Allgefühl mündet; ihm könnte gegeben sein, zu vollenden, was Wolfensberger nicht über Anfänge hinaus hat bringen dürfen.

Und wollte jemand einwenden, Balzli habe vorerst nur den einen dunkeln Ton auf seiner Lyra: Dieser Ton aus leidvoller, aber auch segenvoller „Dämmerung“ ist fein, ist ganz rein, und tiefe Innerlichkeit bebt in ihm. Vor andern wert macht uns dazu diesen Dichter der schicksalbewußte Ernst seiner Haltung. Man darf gespannt sein auf seinen weitem Werdegang. Wer weiß, vielleicht hat er sein Bestes einst noch auf anderm als lyrischem Gebiete zu geben.

Aber das Äußere seines Büchleins! In unsern Tagen bringt man es fertig, selbst technische Zweckbauten schön zu schaffen. Aber wenn Verleger und Poeten ein Bändchen Verse herausbringen wollen, tappern sie im Dunkeln. Die unsäglich nüchternen roten Pappdeckel bezeugen so recht die Geringschätzung der Lyrik gegenüber. Denn seine Sprachschulen weiß der nämliche Verlag höchst geschmackvoll auszustatten. Die unscheinbaren Büchelchen der „Neuen Schweiz“ nehmen sich kein bißchen besser aus, und die großformatigen Antiquabände von Lang und Jaesi würden einer Ausgabe des lederen Livius eher anstehen. Da haben die Union und Hambrecht ihren Leuten mehr Ehre erwiesen.

Recht ansehnlich hat sich der betriebsame Heinrich Anacker seinen jüngsten Band „E b b e u n d F l u t“ von Sauerländer ausstaffieren lassen, selbstredend in Lateinschrift. Anders „geht“ man in der Ostschweiz nicht. Ein Jammer, zu sehen, wie Anacker seine unverkennbare Begabung fürs Liedhafte und Landschaftliche dermaßen ausmünzt, daß er schon heute, ein Jahr nach dem vorletzten Buch Verse, wieder eine Sammlung von 228 Seiten anbietet. Nun, berühmte Vorbilder! In zwölf Monaten also bringen unsere Poeten an Gedichten so viel zusammen wie ein Storm in seinem langen Leben. Wen darf da wundern, daß in der neuesten Darbietung die Anklänge an alle möglichen andern und die kahle gereimte Prosa sich häufen, in den eigenen Klängen und Bildern dagegen merkbare Ebbe eingetreten ist? Was besagen dagegen die wenigen Gedichtbruchstücke, die Landschaft formen?

Und dunkel hob sich in die Pracht
Starkstämmig, keinem Sturme neigsam —
Ein Kiefernwipfel, schwarz und schweigsam,
Und tief aus ihm begann die Nacht.

Poetengabe, auch ein wertvoller Sinn fürs Musikalische, alles ist da; fehlt nur ein Bröblein Verantwortungsbewußtsein, sich der dichterischen Sendung würdig zu halten; fehlt nur ein bißchen Gelassenheit, die in die Stille der Schöpfung hineinlauscht und harrt, bis die tiefsten Worte reif in die Seele fallen.

Ach, und das Drittelduzend anderer Bändchen oder wieviele das Jahr zusammengeweht hat, auch das neue der ehrwürdigen Mannh von Escher („Kameraden“), auch die „Blumen“-Lese des wackern Max

Albrecht — wie unrecht tun sie doch ihrer Muse, sie auf den Markt zu zerren! Warum finden sie wie alle die vielen andern, die vom süßen Wahn der poetischen Berufung bis ins Alter nicht lassen können, kein Genüge daran, einem kleinen intimen Kreise etwas zu bieten und zu sein? Überschätzen sie nicht vielleicht doch die Bedeutung der Gabe, die Feier zu handhaben? So aber muß man ihnen zurufen, muß: Liebenswürdiger, doch hoffnungsloser Dilettantismus im schlimmen Sinn beim besten Wollen und Wesen!

In meiner Jugend haßte ich den Mann,
Ich sah in ihm den Feind des Weibes bloß.
Erst als ich älter wurde, merkt' ich dann:
Des Mannes Liebe macht uns stark und groß.

Wenn frisch die Frau des Hauses Pflichten tut —
(Manny von Escher)
Drei Tage war ich geistverlassen,
Vertrocknet schien der Dichtung Born —
(Albrecht)

Doch hier wird man uns Einhalt gebieten: Genug der Beweise!

* * *

Ein Blick zurück wird nun doch zuversichtlich, indem er sich die Mannigfaltigkeit der gar nicht wenigen lyrischen Leistungen von Gewicht auf dem kleinen Gebiet der deutschen Schweiz innerhalb der überblickten Zeitspanne vergegenwärtigt. Und auch der Wunsch, gewisse national einende Züge an ihnen gewahr zu werden, kommt zu seinem Recht, soweit wenigstens die Dichterpersönlichkeiten von fremden Flötentönen sich nicht verlocken ließen. Geilinger, Dominik Müller, Moser und Balzli, die ernsthaften Künstler, die zugleich auch die gestalterische Richtung in unserer Lyrik vertreten, mit Einschränkungen auch Siegfried Lang und Anacker, sie erfreuen samt und sonders durch farbige Anschaulichkeit, den poetischen Ausdruck alter alemannischer (ursprünglich bäuerlicher) Erdennähe, Erdenfreudigkeit, die wir uns durch keine literarhistorische Konstruktion herabsetzen lassen. Ausdrücklicher noch würde sich schweizerische Sonderart natürlich durchsetzen in der Mundart, die sich zur Abstraktion nur mit Gewalt gebrauchen läßt. Doch liegen von schweizerdeutscher Dichtung außer Versen für die Kleinen just nur Neuauflagen vor. Gerne sehen wir uns, um nur diese eine zu erwähnen, durch eine allerliebste Auswahl von Liedern aus dem „Röseligarten“ (Frank) an den Schatz unseres heimischen Volksliedes erinnert. Der Herausgeber, Otto von Greherz, hat ihm ja nun eine grundlegende wissenschaftliche Studie gewidmet.

Bei dieser Gelegenheit literarischer Hinweise soll mit Genugtuung festgestellt werden, daß schweizerischer Dichtung in Deutschland immer noch etwa Freunde erwachsen. So eifrig der reichsdeutsche Verlag unser Land auch nach der Valutazeit noch als willkommenen Käufer umwarb

und umwirbt, die Anteilnahme an unserer Produktion hat sich seit dem Krieg draußen befremdlich abgefühlt. Man wirft sich dort mit Feuer auf die Kunst der östlichen, der primitiven Völker, aber Schweizerisches wird leicht über die Achsel angesehen. Um so lieber lassen wir uns von einer rühmlichen Ausnahme überraschen, die wir übrigens noch Ferdinand Avenarius verdanken. Er, der als Student in Zürich mit Keller Fühlung gewonnen hat, ist bis zuletzt im Kunstwart für die literarische und künstlerische Schweiz eingetreten. Im Auftrag seiner Witwe hat Hans Böhm das inzwischen bis zum 170. Tausend vorgerückte Balladenbuch (herausgegeben vom Kunstwart bei Callwey) einer durchgreifenden Bearbeitung unterzogen und darin den Schweizer Dichtern ehrenvoll die Tore geöffnet. Da finden wir Leuthold, Adolf Frey, Widmann; Keller und Spitteler gar mit je sechs, Meier aber mit 16, von den Lebenden Hans Rhyn mit seinem markigen „Rückzug von Meaux“ vertreten. Daneben werden allerlei unverdientermaßen vergessene Kleinode, insbesondere Volkslieder, dann aber auch zeitgenössisches Gut berücksichtigt: ein stattlicher Band, der doch noch hübsch handlich bleibt.

Der bisherige Bilderschmuck wurde in der Hauptsache ersetzt durch graphische Blätter alter Meister, die überraschend glücklich die epische Stimmung unterstreichen.

Dem Herausgeber lag offenbar daran, nebenbei auch eine Übersicht über das balladische Schaffen der Gegenwart zu geben. Weniger „modern“ gerichtete Freunde des Buches hätten aber wohl gerne auf Vollständigkeit verzichtet, um statt der Geschmacklosigkeiten eines Werfel (mit seinem „Vertierten“) eindringlichere und zahlreichere Proben von Agnes Miegel und Münchhausen zu kosten. Da der feste Bestand der Meisterballaden aber unangetastet blieb, ist die Bedeutung dieser volkstümlichen Gedichtauslese gewahrt.

Eine andere große Anthologie, für die unsere Weihnachtskataloge eifrig geworben haben, denkt von der schweizerischen Dichtung nicht so hoch. Der „Ewige Vorrat deutscher Poesie“ Rudolf Borchardts (Bremer Presse in München) führt von Salis-Seewis, Keller und Meier alles in allem je einen Beleg mit. Doch daraus wollen wir beileibe noch kein Vorurteil gegen das Werk aufbauen. Einem richtigen Großstädtergehirn kann alemannische „Schwere“ nicht wohl eingehen, der Wiener Hofmannstal schon besser, und der rückt denn auch gleich mit fünf Gedichten auf. Er arbeitet in seinem „Erlebnis“ mit dem „Duft von Sandelholz und Myrrhen“, und das reicht ja heute zur Unsterblichkeit. Wir Küherknaben fühlen zwar schwer mit, wenn einer klagt: „Ganz vergessener Völker Müdigkeiten Kann ich nicht abtun von meinen Lidern“. Unsereiner schüttelt den Kopf darüber, daß ein Strophenausgang wie dieser: „Und mein Teil ist mehr als dieses Lebens Schlank' Flamme oder schmale Leier“ höhere Lyrik sein soll als etwa Kellers „Arm' in Arm und Kron' an Krone steht der Eichenwald verschlungen“. Aber das verstehen wir eben nicht besser. Wie sich nur unsere Tumbheit ärgern kann über die etwas frechen Begründungen, die das Nachwort unsern Großen in die Gruft hinunterschleudert: Im Gedicht ist Kellers (für die

Prosa gnädig als „wundervoll“ zensierte) Schriftstellerei „ergebnislos geblieben“, Meher aber „doppelt in sich selbst erstickt“. Mit der großartigen Geste des Alleswissenden wirft Borchardt solche Verdammungssprüche hin, die mit den übeln „Revisionen“ der „Literarischen Welt“ irgendwie in Zusammenhang stehen. Begreiflich, diese Hünen an Können und Kraft immerfort vor sich zu sehen, verstimmt. Also räumt man mit ihnen auf und fegt die Bahn frei „for unsere Zeit“.

Nun, jedem Tierchen sein Pläsierchen und jedem Anthologisten seine Ablehnungen. Es fehlt im Inhaltsverzeichnis noch ein ganzes Schärlein erlauchter Namen, mit deren Trägern zusammen draußen zu stehen, sich gar nicht übel anläßt: Hebbel, Viliencron, Storm beispielsweise. Die Vorliebe für Schiller, für Herder und Rückert stimmen wieder versöhnlich. Aber es ist doch fraglich, ob die reichlich herangezogene ältere Literatur, in der Borchardt auch das Muster zu dem absonderlichen Titel aufgestöbert hat, den Ausfall des dichterischen 19. Jahrhunderts ersetzen kann.

Nimmt man des Herausgebers anspruchvolle Richtergebärde weiter nicht ernst und das Buch als das, was es allein sein kann: eine Blütenlese neben (nicht über) all den andern, dann bleibt in ihm, selbst im Nachwort trotz seiner paradox schillernden schiefen Urteile eine Fülle von Anregungen zu ernten und zu loben.

Politische Rundschau

Schweizerische Umschau.

Betrachtung anläßlich des 5. März. — Im Spiegel des Auslandes.

„Durch die vielveränderten Modifikationen großer Staatskrisen kann jede Nation, so gerecht, so friedsam sie sei, in Augenblicken, da sie es am wenigsten vermuthet, aufgerufen werden, vor Europa zu zeigen, wer sie ist. Wie dann, wenn sie schläft!“

Diese Worte richtete Johannes Müller im Jahre 1786 von Mainz aus in der Zuschrift des ersten Bandes seiner „Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft“ an seine schweizerischen Landsleute. Zwölf Jahre später wurde die Schweiz aufgerufen, vor Europa zu zeigen, wer sie sei, und sie zeigte sich ihm als überaltertes, durch ausländische Dienste und Einflüsse in den Grundvoraussetzungen untergrabenes, zu keiner einheitlichen Entschlußfassung fähiges Staatswesen, das beim ersten energischen Zugreifen des Auslandes, mit wenigen Ausnahmen, ruhm- und ehrlos zusammenbrach. Trotz der vielfachen Schwärmerei, deren Gegenstand die vermeintliche oder wirkliche Vortrefflichkeit und Vorbildlichkeit der Schweizer Freiheit, der Schweizer Sitten und Einrichtungen in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts in halb Europa waren (man ziehe die aufschlußreiche Schrift Eduard Ziehens über „die deutsche Schweizerbegeisterung in den Jahren 1750—1815“, Diesterweg, Frankfurt 1922, zum Vergleich heran), konnte dem kritischen Zeitgenossen, der gefühlsvolle Schwärmerei und bewußtes Idealisierungsstreben von der nüchternen Wirklichkeit zu unterscheiden mußte, das Ereignis kaum allzu unerwartet kommen. „In langem Frieden — hatte Müller weiter in seiner Zuschrift zum ersten Bande ausgeführt — wird nach und nach das Große in der Politik aus den Augen verloren, die Grundfesten der Verfassungen altern; der Väter Weisheit geht aus Mißverständnis in Vorurtheile